

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 5=25 (1859)

Heft: 8

Artikel: Die Schweiz und der Krieg

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Allgemeine

Schweizerische Militär-Zeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Der Schweiz. Militärzeitschrift XXV. Jahrgang.

Basel, 28. Febr.

V. Jahrgang. 1859.

Nr. 8.

Die schweizerische Militärzeitung erscheint in wöchentlichen Doppelnummern, und zwar jeweilen am Montag. Der Preis bis Ende 1858 ist franco durch die ganze Schweiz Fr. 7. —. Die Bestellungen werden direct an die Verlagsbuchhandlung „die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben. Verantwortliche Redaction: Hans Wieland, Oberstlieutenant.

Abonnements auf die Schweizerische Militärzeitung werden zu jeder Zeit angenommen; man muß sich deshalb an das nächstgelegene Postamt oder an die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel wenden; die bisher erschienenen Nummern werden, so weit der Vorrath ausreicht, nachgeliefert.

Die Schweiz und der Krieg.

Wir haben uns nicht zu rechtfertigen über die Ueberschrift dieses Aufsatzes; vielleicht eher darüber, daß wir nicht schon früher in dieser Beziehung unser Schweigen gebrochen haben. Daß dieses nicht geschehen, erklärt sich aus unserer Abneigung, über politische Dinge zu kannegießern; in Fragen dieser Art scheint es uns mehr am Plage, im Stillen zu wirken, als über Verhältnisse und Dinge abzusprechen, die durchschnittlich über unserem Horizonte liegen und deren Erwägung wir gerne denen überlassen, die sich berufen glauben, in solchen Dingen ihr Urtheil zu fällen. Wenn wir heute dennoch diese Frage berühren, so geschieht es, weil wir die Ueberzeugung haben, daß sich manche unserer Kameraden über die mögliche Tragweite der Pläne, die in den Tuilleries gehegt und erwogen werden, täuschen, und weil wir bei der jetzigen Constellation es als unsere Pflicht ansehen, offen und laut in dieser Beziehung Farbe zu bekennen, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt.

Wir sind überzeugt, daß Frankreich oder vielmehr der Mann, der an der Spitze dieses Landes steht, zum Kriege entschlossen ist; warum und weshalb — das ist eine eigene Frage. Wir haben von je die Ueberzeugung gehabt, daß der letzte Trumpf, den der französische Kaiser auszuspielen wird, ein Krieg in Europa sein wird. Nur waren wir bisher des Glaubens, daß die Zeit zum Ausspielen noch nicht gekommen sei. Wie es scheint, haben wir uns getäuscht. Die inneren Verhältnisse Frankreichs sind nach den spärlichen Andeutungen, die

zur Oeffentlichkeit gelangen, der Art gespannt, daß der Mann auf dem Throne von Frankreich keinen Ausweg hat, als zwischen einer Bewegung im Innern, einer Revolution vielleicht, und dem Kriege im Ausland zu wählen, dessen Ruhm und Glanz das französische Volk berauschen und für das eigne Elend verblenden soll. Der französische Monarch kennt den Charakter seines Volkes bis in die feinsten Nuancen und weiß genau, welchen Zauber der Kriegsrubm auf dasselbe ausübt. Er weiß ferner, daß seine Armee mit ihren jungen, ehrgeizigen Generalen, mit all den Hoffnungen, die mit dem einen Wort „Krieg“ bis in die Wachtstuben herab lebendig werden, sich nach einer Thätigkeit sehnt, nach einer Thätigkeit, die andere Lorbeeren windet, als die blutgetränkten der Krimm, die in schöne Hauptstädte führt, wo schöne Frauen die galanten Sieger empfangen und ihr Lächeln für die Strapazen des Feldlagers entschädigt. Die französische Armee ist für den Krieg geschaffen und ein Napoleon an der Spitze von Frankreich kann dem Drängen dieser kriegslustigen Schaar nur eine Zeitlang widerstehen! Aut — aut — heißt es dann: entweder bist du der Neffe deines Onkels, oder siehe, wie der Bürgerkönig gekrochen ist, der, wie du durch den Staatsstreich, über die Barricaden der heißen Julitage, auf den Thron gelangt ist.

Diese Stimme der Armee hat ihren Anklang in den einsamen Träumereien des neuen Imperators nicht verfehlt. Für jede bürgerliche Freiheit, für jede bescheidene Wohlfahrt der ihm anvertrauten Nation haben ihn die Sirenengesänge des Ruhms und des maßlosten Ehrgeizes taub gemacht, und mit der gleichen Verblendung, mit der sein Oheim alle Warnungen zurückgewiesen, mit der gleichen Lüge gegen sich selbst, gefällt er sich in den Phantasien der Zukunft und weist auf den Stern hin, der über der forsischen Herrscherfamilie leuchten soll, den aber Niemand sehen kann, als der Eingeweihte. Leider überwiegt die Zahl der Nichteingeweihten. Es ist, als ob nie der Epigone durch die Erfahrungen und Lehren früherer Zeiten belehrt würde. Was ihm entgegensteht, was ihn

warnt, was ihm die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten nicht im rosenfarbenen Lichte schildert, gilt als böswillig, wenn nicht als Verräther, und wenn ein sogenannter Vertreter des Volkes wagen würde — was bei diesen Bedientenseelen allerdings kaum anzunehmen ist — gegen die Stimmung, die vom kaiserlichen Hause ausgeht, zu schwimmen, wenn sich eine mutige Stimme erhebe, wie die Lainé's im Dezember 1813, so wäre zehn gegen eins zu wetten, daß sie mit der gleichen brutalen Rücksichtslosigkeit behandelt würde, wie jener Deputirte von Bordeaux, der eigentlich von Glück zu sagen hatte, daß ihm nur kaiserliche Schimpfwörter und nicht vollgewichtige Flintenkugeln zu Theil wurden. In dem modernen Byzanz verstummt jede Stimme, die nicht schmeicheln kann, und der prahlerische Gedanke, mit den Geschicken eines Welttheils spielen zu können, beirachzt Geist und Verstand in jener Weise, die den trunkenen Alexander seinen Freund tödten hieß, und die einem Nero die Zitter in die Hand drückte, während seine Mordackeln Rom in Brand setzten. Das ist die alte Geschichte. Von der Gottähnlichkeit bis zum grasfressenden Nebukadnezar ist nur ein Schritt, nur ein Schritt hart am Abgrund. Die oben auf der Höhe der Menschheit wandeln, sehen den Schlund nicht, der sich vor ihnen öffnet; ihr Blick hat den irdischen Maßstab verloren; die Warnerstimme von unten verhallt und das Ende bricht herein, wie beim schwelgerischen Mahle Belsazars.

Schildern wir zu schwarz? Wir verlangen nicht mehr, als daß man uns Lügen strafe! Wer wird es aber wagen, Angesichts der kriechenden Sprache der französischen Presse, Angesichts des sllavischen Sinnes, der sich in allen offiziellen Erlassen der Regierungsorgane breit macht; Angesichts endlich der zügellosen Genußsucht, die in den Tuilerien herrscht und jenen Leichtsinns erzeugt, der mit dem Frieden, der Wohlfahrt, dem Glück eines Welttheiles spielt, als ob es sich um eine neue Mode handelt. Wer jeden Grundsatz, den Jahrhunderte geheiligt, als leere Form bei Seite setzt, wer mit jener königlichen Puhlerin allen seinen Handlungen den Stempel aufdrückt „après nous le déluge“, der ist allerdings gehärtet gegen die Stimme im Innern; der mag allerdings, verschlossen eine Sphinx, der Welt das fahle Antlitz zeigen; aber über dem Jetzt, über dem Urtheil des Tages, über den Schmeicheleien eines liederlichen Hofstaates steht das Urtheil der Nachwelt, und wenn Gold und Gewalt jede Feder der Gegenwart sich dienstbar machen, so sind sie doch machtlos gegenüber der Wage, mit der die Geschichte die Thaten der Vergangenheit richtet, und ihr Urtheil wird schwerlich mit den Räuchereien feiler Journalisten zusammenstimmen.

Der Mann in den Tuilerien hat den Krieg beschlossen, das ist unsere Ueberzeugung; er hält ihn für notwendig, um seinen wankenden Thron zu stützen, er will ihn, weil ihm seine Phantasie Ruhm und Macht vorspiegelt; er sucht ihn, wo er ihm

am bequemsten scheint, und er wird ihn finden, wenn seine Legionen kampfbereit sind.

Aber die Thronrede, die so friedlich lautete — wird man uns erwiedern. Ein französischer Diplomat, der ruchlossten Einer, hat gesagt: dem Menschen ist die Sprache gegeben, um seine Gedanken zu verbergen. Dieses schändliche Witzwort hat seine Berechtigung in der Thronrede vom 7. Febr. gefunden. Mit einer Geschicklichkeit ohne Gleichen ist jede Herausforderung vermieden; mit keinem Wort ist darin gesagt, daß Frankreich den Krieg wolle, aber auch mit keinem Wort, ja mit keinem Hauche wird das Gegentheil versichert. Die Hoffnung auf Frieden wird zwar aufrecht erhalten, aber dicht daneben versichert, man habe auch den möglichen Krieg nicht zu fürchten, der jedenfalls nur ein lokaler bleiben und keine Coalition gegen Frankreich heraufbeschwören werde. Wie kommt es aber, wenn der Kaiser zum Kriege entschlossen ist, daß er nicht bestimmter mit seinen Absichten in die Oeffentlichkeit tritt?

Wir erklären uns dieses eigenthümliche Zögern auf folgende Weise; Frankreich und Sardinien sind noch nicht zum Kriege gerüdet; beide haben gerechnet, noch 4 Monate Zeit zu haben, und das Wort an Herrn Hübner in der Neujaarsvisite sollte nur ein Fühler der öffentlichen Meinung sein. Aber Oestreich durchschaute das Spiel und statt sich in gefährlicher Selbsttäuschung zu wiegen, griff es mit imposanter Kraft zum Schwert; seine Truppen strömten nach Italien, und 16 Tage nach der verhängnißvollen Phrase am 1. Januar waren bei 100,000 Mann zwischen Verona und Mailand bereit, den Kampf gegen Sardinien zu unternehmen. Einem solchen Gegner gegenüber, der die Fackeln zum Hochzeitsfeste in Turin anzünden konnte, galt es Vorsicht. Man durfte ihn nicht des Weiteren reizen, sonst mußte man befürchten, er ergreife selbst die Offensive, gehe über den Tessin, finde und schlage die schwache piemontesische Armee und die herbeieilenden französischen Hülfsstruppen stießen schon in den Alpenpässen auf die Spitzen der österreichischen Kolonnen. Diese Eventualität wäre eine um so bedenklicher gewesen, als Frankreich offenbar selbst noch nicht ganz zum Kriege gerüdet ist. Der Krimmkrieg hat die enormen Vorräthe an Kriegsmaterial, die die vorsorgliche Regierung Louis Philipps während fast 20 Jahren aufgebäuft hatte, in einer Weise erschöpft, die sich nicht in 2—3 Jahren wieder gut machen läßt. Nach den Angaben des Ingenieurgenerals Niel haben die Franzosen während der Dauer der Belagerung 510,000 Kanonenkugeln, 236,000 Haubitzgranaten, 350,000 Bomben und 8000 Raketen in den Platz geworfen, zusammen also 1,104,000 Geschosse, für welche 60,000 Centner Pulver verbraucht worden sind; dazu kommen noch 25 Millionen Infanteriepatronen, ferner die Geschosse der Feldgeschütze in den Schlachten von Alma, Balaclava, Inkermann, Traktir etc., und endlich das zu den Minenarbeiten verwendete Pulver von zirka 2000 Centnern. An Geschützen hatten die franz. Batterien

641 in den letzten Tagen der Belagerung; der größte Theil dieses Materials wurde unbrauchbar und ist schwerlich mehr nach Frankreich zurückgeführt; wir dürfen den Verlust an Geschützen während des Krieges wohl auf 2000 anschlagen.

Dieser enorme Verlust kann nicht von heute auf morgen ersetzt werden. In Oberitalien, dem wahrscheinlichen ersten Kriegsschauplatz der französischen Armee, haben ihre Gegner drei Waffenplätze ersten Ranges, Verona, Mantua und Venedig; ferner sind die früheren kleinen Plätze Peschiera, Palma-nova, Udine &c. in letzter Zeit bedeutend verstärkt und vergrößert worden. So lange die Österreicher das berühmte Dreieck Peschiera-Mantua-Verona behaupten können — und sie werden es können, bis eine dieser Festungen gefallen ist — so lange werden die Franzosen keinen eigentlichen Sieg in Oberitalien erringen. Der franz. Feldherr wird sich daher zur Belagerung eines, vielleicht auch zweier dieser Plätze entschließen müssen. Eine solche Belagerung erfordert aber jedenfalls einen gewaltigen Belagerungspark, der den enormen Mitteln dieser Festungen gewachsen sein muß. Die franz. Armee bedarf daher muthmaßlich mit dem Beginn des Feldzuges eines großen Materials, und bis dasselbe vollständig geschaffen ist, bis dasselbe in den Hauptdepots, die hier in Betracht kommen, versammelt sein wird, dürfte der Beginn des Krieges sich verzögern.

Ein anderer Grund der Verzögerung läßt sich vielleicht in dem momentanen Zustand der franz. Feldartillerie finden. Nach den Resultaten der sogenannten Kaiserkanone (Canon de l'empereur, Granatkanone) in der Krimm, namentlich in der Schlacht an der Alma und an der Tschernaja, wurde deren Einführung bei der gesamten Feldartillerie grundsätzlich beschlossen (vide darüber vielfache Mittheilungen früherer Jahrgänge). Mitten in dieser Umänderung tauchte nun aber das Modell einer gezogenen Kanone auf, deren Leistungen, wie gewöhnlich bei derartigen neuen Erfindungen, Alles übertreffen sollen, was bisher da gewesen; es ist möglich nun, daß man mit der Durchführung der Kaiserkanone innegehalten und alle Aufmerksamkeit auf das neue System verwendet hat. Ob nun diese Versuche gelungen sind, ob nicht, das wissen wir freilich nicht. Wir haben aber Grund zur Annahme, daß noch nicht Alles im Reinen ist trotz der Nachricht, die Artillerie der Garde werde mit gezogenen Geschützen ins Feld rücken. Wenn aber auch die neue Kanone in ihren Verhältnissen festgesetzt wäre, so bedürfte die Confection des Materials und der Munition einer geraumen Zeit. Wir können daher annehmen, daß die franz. Feldartillerie sich in einer Art von Uebergangsperiode befindet, und daß es nicht möglich ist, sie sofort in der wünschbaren Vervollkommnung und Stärke ins Feld zu führen.

Vielleicht mag auch in den starken Verlusten am Personellen in der Krimmkampagne ein Grund der Verzögerung zu suchen sein; 100,000 alte Soldaten, die man verloren, ersetzt man ohne außeror-

dentliche Maßregeln nicht in drei Jahren. Wie dem nun immer sei, wir halten an unserer Ueberzeugung fest:

Der Kaiser von Frankreich hat den Krieg beschlossen und alle Verzögerungen können nur zeitweilige sein.

Welche Gefahren erwachsen aber aus solch einem Kriege für uns, und was sollen wir thun, um ihnen zu begegnen? — Diese Fragen werden wir in der nächsten Nummer zu beantworten suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Meinungen eines Dragoners.

Als in jüngster Zeit dem Uniformfrack seine fernere Lebensfrage in Zweifel gesetzt wurde, sind verschiedene Meinungen in öffentlichen Blättern aufgetaucht, wodurch derselbe ersetzt werden soll. Dieser Frage hat sich mancher Soldat so lebhaft bemächtigt, als die Herren Offiziers, und mancher äußerte sich mit mir, er sehe den Frack nur mit Bedauern aus der Armee verschwinden. Mancher aber auch hat mit mir die Behauptung aufgestellt, daß die hohen Herren oft da Verbesserungen treffen wollen, wo dem gemeinen Soldaten die eigentliche Last gar nicht erleichtert wird, und dagegen vieles, das dem Soldaten unangenehm, weil unpraktisch ist, im Status quo belassen.

So auch haben wir uns wenig erbaut, daß sich die Herren schon so oft und viel wegen Frack und Rock, Epauletten und Nebelspalter herumstritten, als obs nur gelte, in Damenzirkeln Furore machen zu müssen. Erleichtert wurde dem Soldaten so zu sagen nichts. Wie gewohnt, ging das unglückliche Stiefkind der schweizerischen Armee, die Kavallerie, am leersten aus; man wollte einzig ihre Wehrpflicht auf das 30ste Altersjahr eingrenzen, während man den Scharfschützen bessere Stutzerläufe und der Infanterie gezogene Feuerwaffen und halbwoollene Hosen statt der zwilchenen dekretirte. Den Dragoner aber, der von allen Soldaten die größten Geld- und Zeitopfer bringt, besser auszurüsten, daran beliebte man nicht zu denken.

Was freut mich aber das, wenn ich zwei Jahre, d. h. 14 Tage weniger effektiven Dienst machen muß, und dagegen mit pfannenstielsäblicher Klinge für Fr. 13 und miserabeln Pistolen in Dienst ziehe, während jetzt der Infanterist mit seinem Prälat-Gewehr sich brüstet und unsere schweren Donnerbüchsen höhnisch belächelt?

Glaubte man denn, wir Dragoner sehen so gleichgültig zu, wie man einen Theil der Armee besser bewaffnet als den andern!

„Brennt in den Adern uns kein Feuer mehr,
Des edeln Jorns ob tief gekränkter Ehr.“

Nicht daß wir unsern Waffenbrüdern zu Fuß die bessere Waffe mißgönnen, bloß wünschen wir uns auch welche, wir, die wir doch, wenns einmal